

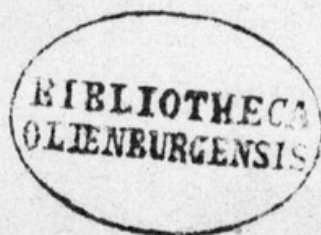
Rammekampf, A. v.

Am

Morgen des 13. Juli 1853

in Oldenburg.

Selbstgespräche.



Der 13. Juli 1853.

Blau wölbt sich der Himmel über die grüne Erde, warm gießt aus strahlender Sonne sich das Himmelslicht herab auf die festlich geschmückte Flur sie liegt so still und feierend da! das geringste Geräusch, das Summen der Bienen gelangt unwillkürlich an's Ohr, um so heller durchbrechen die Töne der steigenden Lerche die Stille. Die Eiche verbreitet ihren wohlthätigen Schatten, die Rose des Gartens beginnt die Knospenhülle zu brechen und dem Lichte den Zauber ihrer Schönheit zu öffnen. Es ist eben ein Julimorgen wie fast jeder andre, namentlich des dreizehnten, dessen ich mich viele Jahre

zurück, in verschiedenen Himmelsstrichen erlebt, gar wohl erinnere.

Eine eigne Reizbarkeit ergreift zu Zeiten den Menschen im Vollgenusse aller Wesen um ihn; wo alle Creatur aufzujauchzen scheint, kann der Trauernde im unbewachten Moment sich verlegt fühlen daß seinem Kummer gegenüber alles ist und bleibt wie immer und in der großen Harmonie der Natur mit der Stimmung seines Gemüthes nichts übereinstimmt. „Unfühlend ist die Natur“ sagt darum der Dichter. Der nächste Moment der Bestimmung überzeugt aber auch den Tiefbewegten von der Unbedeutendheit, nicht des Menschen in der Natur, aber seines flüchtigen Erdenbaiseins gegenüber der Ewigkeit der Schöpfung, deren unwandelbare Geseze mit Geisterschritt über uns dahin wandeln.

Vor einem Duzend Jahren etwa hieß es in einer damals in Oldenburg existirenden Zeitschrift:

„Es giebt wohl noch in Oldenburg Greise, die sechzig und siebzig Jahre zurückdenken und sich der Zustände des Herzogthums und der Stadt erinnern, als sie noch vernachlässigte, tief verschuldete Provinz und Verbannungsort eines überseeischen Königreichs waren. Vor Kurzem lebte noch unter uns ein Greis, der mit großer Wärme in seine Jugend und Kindheit sich zu versetzen liebte und mit lebhaften Farben ein treues Bild jener Zeiten darzustellen wußte. So abschreckend dies Gemälde ist, so bewundernswürdig ist davon der Abstand des gegenwärtigen Zustandes Oldenburgs in so kurzem Zeitraume geworden. Seit siebzig Jahren hat freilich fast ganz Deutschland ein andres Ansehn erhalten und vielseitig Fortschritte gemacht; den meisten Ländern und Städten war es leicht; sie durften nur im Strome der Zeit, der seine Bedürfnisse und Vorstellungen herbeiführt, sich willig gehn lassen;

sie waren schon Etwas, oder waren schon Vieles, Großes und konnten mit vielen und großen Mitteln noch weit Größeres ohne Anstrengung werden, Größeres zum Theil als sie geworden sind. Aber ein ausgefogenes, tief verschuldetes, von mächtigen Nachbarn eingeschlossenes und vielseitig behindertes Ländchen, was kann das werden? wo die Mittel finden empor zu kommen, unbelastet, schuldenfrei, wohlhabend, zufrieden und dankbar zu werden und in Intelligenz jeder Forderung der Zeit zu genügen? Dennoch, ohne großsprecherische Publicität, in aller Stille, in dem kurzen Zeitraume von 57 Jahren ist Oldenburg das geworden. Ihr, die ihr das Heil der Menschheit in der Volkssouverainität sucht, in constitutionellen Staatsformen und durch diese zur Erhebung des Bewußtseins des Volks, in dem vielleicht kein einzelner versteht, womit ihr ihn beglücken wollt, ihr, die ihr die Worte liberal und

Liberalität aus ihrer großen, ihrer edeln Bedeutung in das Schibolet einer Volksparthei verkehrt, die in Feindseligkeit und Unfrieden selten Gutes, meistens sehr unnöthig Partheihaß und gefährliche Mißverständnisse bewirkt — sagt mir doch, wodurch ward denn Oldenburg was es ist? durch Volkssouveränität? Nein! Durch die rein menschliche, väterliche Sorge und Mühwaltung zweier edler Männer, die wir Oldenburger kennen und dankbar verehren.“

Der Großherzog Paul Friedrich August, heute vor siebenzig Jahren eingetreten in die Laufbahn des Erdenpilgers, hat sie bereits am 27. Februar beschlossen. Edel-Menschlich, wie sein ganzes Wesen, war auch sein Hinscheiden am sonnig-stillen Morgen, sein Scheiden aus unsrer Welt der Erscheinungen in ein Dasein hienieden unlöslicher Räthsel. Auf seinem lieben verehrten Anlitz war der Ausdruck eines Morgenroths stiller Heiterkeit

verbreitet, ich weiß nicht, soll ich's mit heittrer Ueberschung bezeichnen oder mit bestätigter Zuversicht, einer Bestätigung an die keine irdische Erkenntniß reicht. Welche Wohlthat uns Nachgebliebenen die Erinnerung dieses Anblicks!

Der 13. Juli! Vorm Jahre, in jedem Jahre, in wie festlich-freudiger Stimmung erwachten wir am Morgen! gestärkt von der Ruhe fühlten wir uns erhoben, zu würdiger Feier des Festes. Ungerührt konnte Keiner ihm mit Glückwünschen begrüßend nahen, von dem Ausdrucke reinsten Menschlichkeit in der gütigen Anerkennung aller Liebe um ihn her. Heute! heute ist es freilich anders! Was hätten wir heute, daß unsre Wehmuth zu sänstigen vermögte? wenn es nicht wie der Segen seiner Liebe wäre, daß er uns den geliebten, würdigen Sohn und ihm seine Tugenden hinterlassen hätte, der mit uns um ihn trauert. Wir, die Eingebornen

eines leicht übersehbaren Ländchens, wir wissen gar wohl wie uns die Vorsehung gesegnet, als sie in dem jüngern Bruder eines jüngern Sohnes, in dem unvergeßlichen Herzoge Peter Friedrich Ludwig, die Wurzel unsers Regentenstammes pflanzte. Bossuet, in einer seiner berühmtesten Grabreden, erhebt den menschlichen Seelenadel, die sittliche Güte des Fürsten, über alle andern Regendentugenden und vergleicht sie der wohlthätigen Quelle, die auf den Markt des Landes geleitet und erhoben ist, um ihre Wohlthat allgemein zu verbreiten.

Kaiser Alexander I. von Rußland zeichnete unter seinen nächsten Verwandten durch Liebe und Vertrauen den Erbprinzen August von Oldenburg besonders aus. Ihm vertraute er die Grundlage zu Erreichung seines Lieblingswunsches, Einführung persönlicher Freiheit in seinem weiten Reiche. Er kannte ihn genau. Die edle Kaiserin Elisabeth,

seine Gemahlin, hörte ich einst im engern Kreise äußern, wie der Kaiser wiederholt habe, daß des Erbprinzen schneller, treffender Verstand und seine gründlichen Kenntnisse alle Anerkennung verdienen und nur übertroffen werden könnten von seinem reinen edeln Herzen, seinem hochsittlichen Charakter. — Kaum aus Frankreich und England zurückgekehrt im Jahre 1814, Militair- und Civil-Oberbefehlshaber des Herzogthums Estland, an der Spitze einer Commission zur Ausarbeitung eines Verfassungs- und Gesetzbuches für die künftige freie estländische Bauerschaft, war es der Erbprinz von Oldenburg, der auf dem Landtage der estländischen Ritterschaft in Reval auftrat und dieselbe mit den Anfangsworten seiner Rede so begrüßte: „Es ist mir ein ungemein erwärmendes und erhebendes Gefühl, ich ein Deutscher, hier, zu deutschen Männern das Wort des Vertrauens zu nehmen.“ Aller Augen

sah ich glänzen, ihr Ausdruck verrieth das lebhafteste Herzklopfen Aller. Es war unter der Regierung des wenige Jahre darauf schon hingeschiedenen, regierungsmüden Kaisers.

So war er ein Deutscher, so ein Oldenburger, weil er ein Mensch im höhern Sinne, ein gefürsteter Mensch war. Da sind wir in Deutschland! rief er mit innigstem Behagen, als wir die Grenze des russischen Reiches hinter uns ließen. Jedesmal bei Rückkehr einer Reise, auch nach nur geringer Abwesenheit, spähet er unruhig, zumal Nachts, nach der Grenze seines lieben Oldenburgs, und freudestrahlend rief er dann aus: da wären wir denn glücklich zu Hause! — Wie kannte er denn aber auch dieß „zu Hause!“ Ihr meint vielleicht, ein kleines Ländchen ist gar leicht in seinen Details zu kennen. Ein andres ist aber doch das Auge der Liebe, dem nichts entgeht, ein andres das Auge des

gnädigen Herrn, der mit kühlem Wohlwollen seine Land über sieht. Wie viele dieser Augen des einen und andern Blickes gab es von je her im vielherri- gen Deutschland? Ein alter, rüstiger, sehr geachteter Amtmann kehrte einst aus Oldenburg zurück, wo ihn der Erbprinz über die Zahl der Feuerstellen in einzelnen Gemeinden seines Amtes und über gewisse Hölzungen und ihre Lage berichtigt oder ihm wider- sprochen hatte. Verdrießlich klagte er daheim seinem Auditor, wie denn er nicht das besser wissen müsse, der im ganzen Lande den Ruf habe die umsichtigste Thätigkeit und offensten Augen fürs Amt zu haben. Sofort begab er sich an Ort und Stelle und, siehe da! fand sich im Irrthum. Ein Amtsbruder, der ihn über seine fortdauernde Verwunderung über die detaillirte Kenntniß des Landes des jungen Erbprin- zen auslachte, bemerkte ihm: das ist vielen unter uns Amtsmännern eben so gegangen, seid nur still!

Ich weiß nicht wie es zugeht an diesem stillen sonnigen Sommermorgen! Wie die Bienen in Menge unordentlich auf den Blumenbeeten um mir her sich durcheinander drängen, so drängt sich die Fülle der Erinnerungen aus der Erbprinzenzeit in bunter Unordnung in mir zu! Und doch, wie läßt sich denn alles sagen was aus der Vergangenheit auftaucht, so unwillkürlich durchbricht weil es muß, und doch dem hochverehrten Hingeshiednen so persönlich eigen angehört, daß Niemand ein Recht darauf hat es zu verbreiten und ich gegen Treue und Gewissenhaftigkeit zu verstoßen fürchten müßte, wenn ich's laut werden ließe, so gern ich's in alle Lüfte verbreitete, damit ihn Jeder kenne wie ich!

Treue und Gewissenhaftigkeit! Ein Bild aus der Vergangenheit stellt diese erhabnen menschlichen Tugenden in leuchtenden Farben dar. Es war ein Morgen, warm und heiter wie der heutige hier, in

Pawlowsk, wo die Kaiserin Mutter, die hochedle Mutter Alexanders und Nicolaus, einige Wochen ihren Hof hielt, umgeben von einem der reizendsten, blumigen Parks Europas. In früher Stunde war er gänzlich einsam, ein langer Spaziergang hatte uns bereits warm und müde auf dem Heimwege gemacht, neben uns zur Seite lag unser Weg, zu dem wir kaum zehn Schritte auf dem Rasen brauchten, wogegen mehr als eine Viertelstunde auf dem weithin geschlängelten Wege zu dieser Stelle. Ich machte diese Bemerkung und empfahl die erwünschte Abkürzung. Nein! hieß es: Meine Tante liebt nicht daß man auf dem Rasen gehe! — Das ist doch zu unbedeutend, um noch nach 39 Jahren in der Erinnerung festgehalten zu werden und vielmehr ein Zug von Pedanterie! wird Mancher meinen. Wo es aber ein schwaches aber sprechendes Bild der ganzen Gesinnung des Mannes, ein Ausfluß des

innersten Wesens ist, das sich immer und überall und unter allen Umständen gleich blieb, da ist es die deutliche Bezeichnung eines hochwichtigen Großen. Und die Pedanterie darin! O! wohl dem Lande, dessen Regent in Treue und Gewissenhaftigkeit pedantisch erscheinen kann dem großen Haufen der Weltmenschen, der einen andern Maßstab in Beurtheilung der Dinge hat, als die sittliche Bedeutung des Menschen und des Fürsten!

An einem der vielen, vielen Tage in Oldenburg, an denen zu zwei Couverts gespeiset, kaum zehn Minuten bei Tafel zugebracht und zwei, drei Stunden nachher im Auf- und Nieder-Gehn alles besprochen ward, was einem gemüthvollen, denkenden und kenntnißreichen Manne, wie mein lieber Herr es war, anziehend sein konnte, kam auch einst eine Angelegenheit zur Sprache, die dem Erbprinzen persönlich von größter Bedeutung war und den wesent-

lichsten Einfluß auf seine Lebensruhe zu haben scheinen mußte. Es stellten sich ihm Hindernisse in den Weg, Forderungen wurden an ihn gemacht, so übertrieben, so einseitig und hart, mit so wenig Rücksicht auf die Abhängigkeit eines Erbprinzen, zu denen er sich doch für die Zukunft verpflichten sollte, daß sie mir unbegreiflich waren, da ich doch die gegenseitigen Gesinnungen als die besten und ehrenhaftesten zu achten gewohnt war. Lebhaft erwärmt von Theilnahme, sprach ich meine Bedenken aus und glaubte mich überzeugt zu halten, daß man jenseits sich bereitwillig fügen werde, bei der Kenntniß seiner Persönlichkeit, wenn er im Allgemeinen, aber mit pronuncirtem Ernste, nach Darlegung aller Hindernisse und Ungewisheiten in der Zukunft, verspräche: alle Bedingungen zu erfüllen, so weit es ihm die Umstände möglich machten und freie Disposition zuließen. Mit großen Augen sah mich der Erbprinz

an und äußerte daß ihm eine so allgemein hingeworfne Zusicherung, bei aller Deutung die man dem Worte möglich in Zukunft geben könne, so positiven Forderungen gegenüber, doch nicht ehrlich sei; daß selbst indirect Erwartungen erregen, die man mit Sicherheit zu erfüllen nicht voraussetzen könne, den Künsten des Advocaten vielleicht erlaubt sei, der gewissenhafte, redliche Mann sich aber doch nicht erlaubte, am wenigsten wenn sein wesentlicher Vortheil im Spiele sei und man dem Verdachte gegen sich selbst nicht entgehen könne, sich eine wissentliche Täuschung erlaubt zu haben. — Wie viele Männer so hoher sittlicher Würde mag hienieden die Sonne wohl bescheinen?

Vor einem Jahre erst besuchte mich ein edelgesinnter Mann, der Gesandte einer fremden Macht, mein vieljähriger Freund. Er hatte so eben in einem mehrstündigen Gespräch mit dem Großherzoge, diesen

mit Aufbietung aller diplomatischen Künste zu der Einwilligung in eine Angelegenheit, wie es in seiner Berufspflicht lag, vergebens zu bewegen gesucht. Ich komme vom Großherzog, den ich freilich noch nicht habe von meinen Gründen überzeugen können, sagte er mir, aber meine Bewunderung des Herrn ist so groß, daß ich nicht umhin kann, meinen Gefühlen Worte zu geben. Eine so großartige Redlichkeit ist mir in meiner reichen Laufbahn noch nicht vorgekommen. Nie sprach er in seinem eignen Interesse, nie zu seinem Vortheil, immer hatte er nur die Sache an sich scharf im Auge und verfocht sie wie die eines dritten und immer mit den ehrenhaftesten, edelsten Gründen u. s. w.

Wahrheit! Wo ist der Mann, der nicht von Jedem, wer er auch sei, als sein unveräußerliches Recht, Anerkennung seiner unbedingten Wahrheitsliebe forderte! und wie viele vollkommen wahrheits-

liebende Männer giebt es denn! Wie groß sind in
 den Eventualitäten des bunten Menschenlebens die
 Verleitungen zu Umgehung der Wahrheit! ja wie
 unendlich Viele giebt es, deren öffentlicher Beruf
 ihnen Umgehung der Wahrheit zur scheinbaren Noth-
 wendigkeit macht, ja zur Pflicht zu machen scheint,
 indem sie höhere Ansprüche an sich, wichtigere For-
 derungen einer mißverstandenen Sittlichkeit, als die
 Wahrheit, in dringenden Fällen anerkennen! Wie
 oft habe ich dagegen mit hochachtungsvoller Rührung
 den Erbprinzen, in den bedenklichsten Fällen, als den
 entschiedendsten Mann der unbedingtesten Wahrheit se-
 hen müssen, wo Niemand seinen sittlichen Muth
 wahrnehmen konnte, als wer neun und dreißig Jahre
 lang ihn zum Vorbilde hatte und ihn als ein sol-
 ches unwillkürlich beobachtete. Und wo er in ein-
 zelnen Fällen ein abbrechendes Schweigen im Ge-
 spräch oder der Correspondenz dem Ausdrücke seiner

Gefinnung vorzog, da war es nur immer da, wo die gemeinste Klugheit es unbedingt forderte. Wie wäre denn hier eine sittliche Größe noch zu verkennen, wie die allerwenigsten Menschen sie erreichen!

Ganz besonders wohlthätig im höhern Sinne dem ganzen Lande ist das Beispiel äußerer Reinheit der Sitten im privaten Leben von Seiten des Landesherrn und seiner Familie. Wer das noch nicht bedacht hätte, müßte es in Oldenburg an Hof und Stadt und Land um so auffallender erkannt haben, als eine solche Ordnungsmäßigkeit und der Ruf einer vollkommenen Sittenreinheit in der leicht verläumderischen Kleinstädtereie selten ist. Er läßt sich nicht erzwingen, dieser gute Ruf, nicht erheucheln in der kleinen Stadt, er muß wahr und wohl begründet sein, denn hier sehn die Augen im Finstern, auch was nicht da ist und alle Zungen sind astlose Glocken. Den Ruf der Sittenreinheit hat

aber das Oldenburgische Haus, so lang es als solches regiert, und mit ihm das kleine Land mehr als jedes andre. Aus ihm fließt dann mehr oder weniger der Geist der Gesetzmäßigkeit in allen Lebensverhältnissen, die Verbrechen, Diebstähle u. s. w. sind seltener im Vergleiche mit andern deutschen Landen, so aber auch die Armuth als Quelle so mancher Unordnung. So wie in geometrischer Progression verbreiten sich die gesegneten Früchte der Tugenden eines edeln Landesherrn! O wären sie doch allgemeiner!

Dieser Reinheit der Sitten ist der Sinn für Häuslichkeit nahe verwandt. Er ist wirklich ein eigener Sinn oder ein Trieb, zu dem unsre Lebensbedürfnisse, unsre ausgebildeten Gewohnheiten sich vereinigen müssen. Er läßt sich sogar unabhängig von der Familie denken, wenn gleich er da seltner ist. Der Erbprinz war mit diesem Triebe gesegnet

und der Großherzog war es doppelt. Nur drei Jahre lang war der Erbprinz mit jeder seiner beiden ersten Gemahlinnen vermählt. Er hatte früh die Pein der Flammen kennen gelernt, durch welche eine allweise Vorsehung die höhere Herzens- und Geistes-Bildung des Menschen fördert.

Wer Prinzessin Adelhaid näher gekannt hat, könnte sie je vergessen! Unter der Aufsicht einer überzärtlichen Mutter, in unbedingter Freiheit und kindlicher Unbefangenheit war sie groß und schön geworden und kaum siebzehn Jahre alt als sie sich vermählte; ein Alter in dem die reifere Bildung, die Erziehung für Haus und Welt, noch kaum beginnt. Diese lebhafte, lebensfrohe, strahlende junge Prinzessin besaß einen Willen, einen Ernst in der Herrschaft über ihre Neigungen und Triebe, wie man sie selten bei Männern reifern Alters antrifft und sie wahrlich nicht bei jungen Mädchen sucht. Kaum

zu dem Bewußtsein der Würde der menschlichen Pflichten gelangt, übte sie sie aus, ohne Zwang, ohne Schwanken, ohne Mühe, mit einer Freiheit und Leichtigkeit, die ihr heitres, strahlendes Wesen, vielleicht in dem Bewußtsein ihrer Fortschritte menschlicher Würde, noch erhöhte. Was ist der Mensch ohne dies Bewußtsein! der gebildetste, sittlich reine, edle Mensch, läßt er sich ohne dasselbe denken. Er selbst wäre noch nichts, im Vergleiche mit dem wenig geistig Gebildeten, dem aber das immer besser werden, im Fortschritt seiner Veredlung leben, eine Gewissenssache wäre. Wer klagt nicht über die Kürze des irdischen Daseins! Wie hast du es aber benutzt? bist du etwas geworden? Hast du im dauernden Fortschritt deiner Veredlung gelebt? Und hast du das nicht, so war dein kurzes Leben viel zu lang. Prinzess Adelheid hat in drei kurzen Jahren ein schönes Menschenleben durchwandelt. Ich hörte sie

einst sagen: Man sollte vielleicht nicht geistige und moralische Bildung so scharf trennen, die erstere ist ja so nothwendig, der letztern recht bewußt zu werden und in ihr fortzuschreiten.

Sie hat ihrem Gemahle zwei liebenswürdige Töchter hinterlassen, die glänzende Königin von Griechenland, die Gelegenheit hatte zu zeigen, daß eine schöne, lebensfrohe Frau von einem Geiste besetzt sein kann, der sie zur Herrschaft eines Volkes eignet, das den Culminationspunkt der Civilisation noch in Aussicht hat — und die Herzogin Friederike ganz eigens ihrem Vater hinterlassen, seiner Pflege, seinem Troste, seiner Erheiterung und seiner Stütze, auf der seine Liebe, sein Vertrauen, seine achtungsvolle Dankbarkeit mit der höchsten Befriedigung ruhen konnte, in den Lebensjahren in denen diese höhere Ruhe ein unabweisliches Bedürfniß des Greises wird. Sie hat diese Aufgabe vollkommen

gelöst und nicht sowohl eine Aufgabe, der Beruf ihrer tief innersten Seele war sie ihr, ein Beruf der Liebe, wie er nur hier Erfüllung finden konnte und auf die rührendste Weise erfüllt und andererseits erkannt ward. Diese Tochter war dieses Vaters ganze Häuslichkeit. Ob eine andre Tochter es einem andern Vater zu sein vermocht hätte?

Mit Prinzessin Ida von Anhalt zog die reinste Seelengüte selbst, in einer Gestalt und einem Ausdruck, wie Raphael seine Madonnen malte, in's Haus des Erbprinzen ein. In diesem Geiste waltete sie im Hause, das Jeden mit der Heiterkeit einer höhern Ruhe, wie Seelenfrieden ansprach. Sie segnete Haus und Land, schenkte uns unsern jungen Großherzog und kehrte wieder heim von wo sie herabgestiegen zu sein schien.

Später noch vermählte sich der Großherzog mit

denhauses, die doch mehr als zwölf Jahre lang die Zierde des Großherzoglichen Hauses, das Glück und die höchste Befriedigung ihres so viel älteren Gemahles war. Was nur immer von dieser hochedeln Frau mir die Erinnerung in lebhaften Farben wiederbringt, es ist in den wenigen Worten enthalten, die am 22. Junius in Oldenburg 1841 in jener Zeitschrift enthalten waren. Ich lese sie mir heute wieder vor, sie sind noch dieselben, ihre Wahrheit für immer dieselbe geblieben. Auch sie ward aus dieser Welt der flüchtigen Erscheinungen abgerufen, in dem Augenblicke als sie uns einen fröhlich-gedeihenden Sprossen des Oldenburgischen Fürstenhauses schenkte, den hoffnungsvollen Prinzen Klimar.

Wie in der Einsamkeit angerufen und ungezügelt die Erinnerungen in uns auftauchen, so erscheinen unter ihnen je zuweilen Gedanken der befremdendsten Art, die uns bedenklich machen können.

So widersfährt mir grade jetzt, da ich den Kreis des hier Ausgesprochenen in einen Rückblick fasse, daß ich mich frage: Wie ist es denn? träume ich oder waltet ein fesselnder Zauber über mir, der der Vergangenheit nur ein Rosenlicht leiht? Welche Fülle menschlicher Vortrefflichkeit über einen Mann, über ein Haus ergossen, ein Bild voll Licht und ohne Schatten ist kein Bild! deine Erinnerungen sind ein Pinsel ohne Farben — wie! ist denn eben das Licht nicht die Quelle aller Farben! vermöge nur das Licht zu sehn! — Genug! denke den vollendetsten Schmeichler, unbekümmert um die Wahrheit seiner Aussagen, mit dem festen Vorsatz, alle menschlichen Tugenden zusammen zu häufen, wie sie noch nie gefunden worden, könnte er ihr Bild anders zeichnen als es dir hier vorschwebt? — Sei es wie es immer ist! prüfe jeden Satz, jedes Wort, und kannst du keins der Wahrheit näher bringen

als es ausgesprochen ist, so gestehe daß ein Segen sittlicher Größe auf dem hochedeln Hingeshiedenen ruht und sich von ihm aus auf seine Angehörigen verbreitete, wie er selten, höchst verdienstvoll ist, aber dich nicht zur Ungerechtigkeit verleiten darf gegen das Verdienst Andrer, das mehr oder weniger unbeachtet blieb.

Dies ist aber in und vor der Menschenwelt, wie sie nun einmal ist, der Fälle gemeinster. Was sieht und erkennt denn die Welt an einem vorzüglichen Menschen? was sucht und will sie an ihm finden? Sein sittliches Maß, sein Gewissen, seinen Willen, seine intimste Gesinnung, die nicht dem flüchtig schweifenden Blicke vorliegen? Ach nein! dazu ist man immer zu vielseitig beschäftigt. Wir sind Alle arme Sünder. Jeder hat seine Fehler und Gebrechen, auch der Vorzüglichste, denn er ist ein Mensch — laßt uns sie suchen! Den Baum

erkennt man an seinen Früchten! Laßt uns sie zählen! Da werden denn die sogenannten Früchte, die ins öffentliche Leben hinausgetretenen Erscheinungen, die sogenannten Thaten erzählt, nach Krämergewicht abgewogen, nach sehr verschiedenem Maße gemessen, denn Jeder hat sein eignes Maß, oder das seiner Parthei, der vielgestaltigen in unsrer modernen Weltgestaltung. — Versuche es aber, habe Liebe, Dank und Achtung für einen Menschen, weil du mußt, beobachte ihn viele Jahre lang, finde ihn immer consequent denselben und frage dich am Ende seiner irdischen Laufbahn, wie sein Bild in der Erinnerung vor dir lebt — da wird nicht mehr die Liebe und die Achtung was zu verschönern haben, sie wird nur gerechter sein können weil sie ihn beobachtete, besser kannte, sein Leben als ein Ganzes zu übersehn vermag.

Wenn schon der Natur der Sache nach die vorzüglichen Männer, in jeder vor der Welt leuchten-

den Rücksicht vorzüglichen, selten sind, so sind die sittlich durchgebildeten, die Edeln, Reinen in der sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die es nicht zu irgend welchen Zwecken, die es sind weil sie's ihrem ganzen Wesen nach sein müssen, wahrlich die seltensten. Von diesen Seltensten Einer war der Großherzog von Oldenburg. — Gewiß gab es deren unter den Fürsten nah und fern, wenn auch nur sehr wenige. Wie kommt es denn daß sie so wenig bekannt wurden? An Beobachtern, an Beurtheilern fehlt es doch Fürsten und Regenten am wenigsten. Aber was beobachten und beurtheilen sie an ihnen? Die Würde des Menschen etwa? Die Quelle der Regententugenden? Erkennen sie nur diese Quelle als diejenige an, aus der sich der Segen verbreitet, der dauernd über Land und Volk sich ergießt? — Wenn schon die großen edeln Männer und Fürsten, seien sie auch wenig dankbar

gewürdigt, die seltensten auf Erden sind, so sind ihre Beobachter und Beurtheiler aus dem richtigen Gesichtspunkte vielleicht noch seltener.

Meinen unvergeßlichen Herrn zu beobachten bedurfte es keines Scharffsinns, keiner Künste! ja nicht einmal der Absicht beobachten zu wollen. Einfach, bescheiden, offen, heiter lag sein innerstes Wesen, rein und deutlich ausgeprägt vor dir, es bedurfte nur des offenen Auges und des natürlichen Blickes das Große, Edle in der Einfachheit seiner Aeußerung zu erkennen. Man mußte ihn in seinem Sommeraufenthalte, zu Rastede, seinem Geburtsorte sehn, im Schlosse, in den Parks, die heiterste Stimmung, die er Allen mittheilte, die Güte mit der er den lebenswürdigen Hausherrn machte, ja oft für die Unterhaltung des Einzelnen besorgt war, so ungezwungen und natürlich in freier Anregung wie das physische Leben des Menschen selbst — hier mußte

man ihn sehn um die wahre Fürstenwürde in der veredelten Menschlichkeit zu erkennen.

Er liebte den Garten und den Genuß der Natur im Freien und hatte seinen Geschmack für jenen in seiner Jugend bereits, während eines längern Aufenthalts in England, eigenthümlich ausgebildet. Es entsprach derselbe wesentlich der Heiterkeit seines ganzen Wesens sowohl als dem ganz eignen Arbeitstrieb, der keine Stunde des Tages unbenutzt lassen konnte, wenn dagegen die Stunden des Abends dem Bedürfniß der Geselligkeit dienten. Er hatte seine Jugend der Erwerbung der gründlichsten und vielseitigsten Kenntnisse mit jener Lebhaftigkeit gewidmet, mit der er Alles ergriff, aber in der Richtung seiner Zeit, in der es gerade nicht Naturwissenschaften waren, die man der Aufmerksamkeit eines Erbprinzen angemessen hielt. Aber wie er nur im Fortschritt geistiger Bildung seiner ganzen Richtung

nach leben konnte, lag ihm die hohe Bedeutung des Weltalls eben so nah im tiefern religiösern Sinne als in der Unendlichkeit seines wissenschaftlichen Stoffes und er blieb in Würdigung der Wissenschaften der Natur nicht zurück, wenn gleich im Studium derselben einen Anfang zu machen ihm weder eine früher geweckte Neigung noch die spätern Regierungs-Geschäfte erlaubten, die zumal bei Regenten kleiner Staaten, in der Lust am eignen Arbeiten, sich um so mehr anhäufen.

Mit lebhafter Theilnahme ließ er sich den Winter hindurch, wenn nicht Hindernisse eintraten, von einem gelehrten und sehr geschickten Experimentator Vorlesungen in Chemie und Physik geben, zu welchem Zweck sich nach und nach ein eignes physikalisches Cabinet angesammelt hat. Nicht minder schmückte er seine Residenz mit einem Naturalien-Cabinet, mit Alterthümer- und Münzsammlungen,

und bereicherte die Sammlung der Gemälde des XVI. Jahrhunderts und die Privatbibliothek und das Kupferstichkabinet seines Vaters, während eine wohlbedotirte öffentliche Bibliothek das Land mit Bildungsmitteln versieht. So schmückte er das kleine einsame Oldenburg zu einem heitern und befriedigenden Aufenthaltsorte aus, indem er seinen Geschmack walten ließ.

So durch große edle Eigenschaften vorbereitet, ist Paul Friedrich August aus diesem flüchtig dahinfließenden Erdenleben hinausgeschieden in jene unbekannte Ferne, in der gewiß nur Großes, Edles seiner wartete, wohin? wir wissen's nicht, aber gewiß nicht aus des Vaters Augen!
